

Ein Blick in die Dichtermwelt der Kelten

Wer einmal den Zauber der keltischen Geisteswelt gefühlt, entkommt ihm nie wieder.“ So der niederländische Hochschullehrer Van Hamel¹. Wohl die wenigsten unserer Volksgenossen haben die Übermacht jenes Zaubers zu fürchten. Was wissen wir denn gemeinhin von den Kelten? Die einseitige Darstellung Cäsars ist wohl noch manchem von den Schulbänken her im Gedächtnis. Daß den Kelten allerlei Atertümer und Ortsnamen mit Recht und öfters auch mit Unrecht zugeschrieben werden, dürfte ebenfalls in weiteren Kreisen nicht ganz unbekannt sein. Vielleicht weiß auch der eine oder andere, daß das Keltentum — in gemüthlicher Abwechslung mit den deutschen Franken — öfters zur Stützung wunderlicher Forderungen herangezogen wurde. Aber damit ist für gewöhnlich das Wissen zu Ende. Lassen wir nun den Blick rückwärts wandern, weit hinaus über jenes nunmehr ein Jahrtausend alte Ereignis, das unsere rheinische Heimat auch staatlich endgültig mit dem Deutschen Reiche verknüpfte, so sehen wir die Kelten auf unserem Boden eine machtvolle Rolle spielen. Gegen 2200 v. Chr. drang von Westen her ein Volksstamm, den wir seiner eigentümlichen Gefäße wegen den der Glockenbecherleute nennen, im Westen und Süden des heutigen Deutschlands ein, der einzige fremde Stamm, dem es gelang, sich im Gebiete der jugendkräftigen, von ihrer Heimat Nordeuropa her sich ausbreitenden Indogermanen festzusetzen. In den Rheingegenden wuchsen die Glockenbecherleute mit den indogermanischen Schnurtöpfern zu einem indogermanischen Volke zusammen, und eben dieses sind die Kelten. Der Rasse nach sind die Glockenbecherleute — seltsamerweise — gleich den meisten Bewohnern der Ostalpen, kurzköpfige, langgesichtige Dinarier, während die Schnurtöpfer der langköpfigen Nordrasse angehören. Das neue Volk schuf sich als eigene Gesittung die Adlerbergstufe und aus dieser erwuchs jene der Hügelgräber. (In meinen Ansichten über den Ursprung der Kelten folge ich Herrn Baurat Rademacher in Köln, dem dritten Vertreter jenes um unsere Vorgeschichte hochverdienten Geschlechts rheinischer Hügelgrabforscher.) Die von Süden friedlich ins Keltentum dringenden Urrhäter oder Urnengräberleute (seit 1200 v. Chr.) gingen im Keltentum auf. Die illyrische, nach dem Fundorte Hallstatt benannte Gesittung hat seit 800 jene der Kelten bereichert und befruchtet. Im nördlichen Frankreich bildete sich ein jüngerer keltischer Kern heraus, der aus eigenem Erbe und fremden Anregungen die Gesittung von La Tène schuf. Von jenem Mittelpunkte aus ergossen sich, namentlich seit 500 v. Chr., Eroberungszüge und Völkerwanderungen über das ursprüngliche Keltentum, aber auch über Großbritannien, Spanien, Italien, die Donaulande und den Balkan hin; selbst inmitten des halbgriechischen Kleinasiens erzwangen sich die „Galater“ ein neues Heim. Die Gesittung unserer schon von Haus aus keineswegs „wildem“ Urahnen, die das deutsche Mittelgebirge noch nicht überschritten hatten, wurde durch jene der Kelten vielfach bereichert. Aber das zwischen Römer und Germanen eingekleinte Keltentum durfte sich keiner langen Dauer erfreuen. Als Cäsar die Eroberung Galliens

¹ Inleiding tot de Keltische Taal- en Letterkunde 18.

begann, hatten die keltischen Belgen schon germanisches Blut in sich aufgenommen; ursprünglich germanische Stämme, saßen sie an der mittleren Maas; auch die Treverer im Mosellande hatten einen merklichen germanischen Zusatz erhalten; aber die innige Mischung leiblicher Anlagen und geistiger Errungenschaften hatten nur zur Stärkung des Keltentums gedient. In Gefahr kam dieses erst durch Ariovist; die von ihm nach Rheinhessen, der Pfalz und dem Elsaß geführten Vangionen, Nemeter und Triboker bewahrten ihr Germanentum ebenso wie die Bataver an der Rheinmündung. Dafür besaßen zu Cäsars Zeit die keltischen Menapier nördlich von der Wesel noch einen Teil des rechten Rheinuferes. Im übrigen war das Keltentum östlich vom Rhein bis auf kleine Reste von den Germanen teils verdrängt, teils aufgesogen.

Rom machte den Rhein zur Grenze seines Reiches, bewirkte aber die Ansiedlung weiterer Germanenstämme auf linksrheinischem Gebiete. Anderseits ließen sich Kelten in den Römerstädten am Strome und in seiner Nähe nieder; in dem durch den Limes begrenzten Teile Süddeutschlands auch auf dem Lande. Die Treverer hatten zur Zeit des hl. Hieronymus, der sie zwischen 360 und 373 besuchte, ihre keltische Sprache bewahrt. Als die Franken und Alemannen im 5. Jahrhundert n. Chr. die linksrheinischen Gebiete endgültig deutsch machten, waren die Städter wohl alle zu Römern geworden; das Landvolk links vom Strome scheint unter der römischen Herrschaft sein ererbtes oder auch angenommenes Deutschtum bewahrt zu haben¹.

Das Keltentum hat auf unserem Boden sehr bemerkbare Spuren hinterlassen. Der Name des Rheinstromes selber ist ein keltisches Wort². Dazu kommt eine Reihe anderer Bezeichnungen für Wasserläufe und Ortschaften. Die vortrefflichen Straßen der Kelten werden heute noch benützt. Mitten unter uns liegen die Reste der Siedelungen und Grabstätten der Kelten; in unsern Sammlungen gewahren wir keltische Gefäße mit geschmackvollen Kerbschnittmustern; hier auch strahlt uns der goldene Halschmuck keltischer Krieger entgegen.

Doch, wo ist der mächtige Stamm geblieben? Sind die Kelten alle zu Germanen oder Romanen geworden? Auf dem Festlande gewiß; ebenso im größeren Teile der britischen Inseln, wo im 5. Jahrhundert das Angelsachsen-tum Fuß faßte. Nur im entlegenen Nordwesten Europas blieb ein keltischer Saum.

Die Kelten unserer Tage scheiden sich ihrer Sprache nach in zwei scharf getrennte Gruppen, die der Briten und Gälern. Britische Sprachen sind das Bretonische, durch vor den Angelsachsen fliehende Briten ins westliche Frankreich getragen, das in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gänzlich ausgestorbene Kornische in Cornwall und das Kymrische in Wales. Das Gälische unterscheidet sich in irisches und schottisches Gälisch; dazu kommt die alte Mundart der Insel Man.

Der Einfluß der Briten auf Sage und Dichtung des Mittelalters ist bekannt. Britische Stoffe sind ja die Erzählung vom Gral, vom König Arthur, von Tristan und Isyllt; Wolfram von Eschenbach, Gottfried von Straßburg,

¹ Vgl. Schumacher, Kultur- und Besiedelungsgeschichte der Rheinlande.

² Thurneysen, Handbuch des Altirischen 34.

in neuerer Zeit Richard Wagner, danken den britischen Kelten gewaltige Anregungen. Weniger bekannt als jene Sagenstoffe ist das Heldenbuch *Mabinogion* und die Dichtungen des auf seinem Gebiete vollendeten kymrischen Minnesängers *Dafydd ap Iwan*.

Das geistig ehemals in erster Reihe stehende Irenvolk, dessen Söhne an der Bekehrung unserer heidnischen Ahnen einen namhaften Anteil hatten, zeichnete sich noch mehr als Wales durch Leistungen auf dem Gebiet der erzählenden Dichtung aus. In Irland entstand die Jäger- und Kriegersage von Finn, seinem Sohne Ossian und der Heldenchar der Fianna. Im 16. Jahrhundert nach Schottland getragen, zog sie die Aufmerksamkeit des James Macpherson auf sich, der sie zur Grundlage seiner 1760—1763 als englische Übersetzung der uralten Gesänge des Ossian (= Ossian) herausgegebenen Werke machte. Groß war der Erfolg, groß der Einfluß des angeblichen Homers der Gälten, nicht zum wenigsten in unserer Heimat. Zweifellos trug Macpherson dazu bei, der Volksdichtung die Aufmerksamkeit gebildeter und gelehrter Kreise zu gewinnen und einer dem eigenen Volkstum zugewandten, von der französischen Hofdichtung und der Lateinschule unabhängigen Kunst die Wege zu bereiten.

Neben der erzählenden blühte in Irland von jeher die empfindende Dichtung. In Irlands traurigster Zeit, unter Elisabeth, Cromwell und später entstanden Volkslieder, von denen der genannte Forscher Van Hamel sagt: „Wer die Verfasser dieser der Volksseele entquollenen Lieder sind, wissen wir nicht. Aber wohl wissen wir, daß vielleicht auf der ganzen Welt keine Dichtkunst besteht, die tiefer das Herz rührt als diese.“¹ Beethoven hat die irischen Weisen bewundert und bearbeitet; die „Letzte Rose“, „Robin Adair“ und andere sind auch in Deutschland geschätzt. Das tiefe und reiche, eben darum auch in der Stimmung leicht wechselnde Gemüt des Kelten zeigt sich trotz seiner Schwächen, die gerade auf seinen übermächtigen Einfluß auf Verstand und Willen hinauslaufen, als eine schätzenswerte Gabe.

Aber das vorher so starke irische Geistesleben, das ehemals auch die nordischen und angelnormannischen Eindringlinge und Eroberer besiegt und aufgesogen, brach, namentlich seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts, unter englischem Druck zusammen. Die englische Sprache schien Siegerin, das Gälische wich immer weiter gegen die Westküste zurück. Doch gegen Ende des 19. Jahrhunderts trat unter Führung von Douglas Hyde² eine mächtige Gegenströmung ein. „Ohne Sprache, ohne Land“, hieß es. Die Begeisterung schuf große Dinge, das Irische kehrt zurück. Es würde schneller zurückkehren, wenn der infolge des Friedens mit England eingetretene Bruderkampf nicht die Aufmerksamkeit auf Nebendinge lenkte, wenn man lernen wollte, die selbstgewählte Obrigkeit zu stützen, bis der auch ihr erwünschte Tag der Befreiung in greifbare Nähe kommt.

Ich will nun versuchen, den Leser an Hand meiner Übersetzungen ein wenig in die keltische Geisteswelt einzuführen.

Fürs erste lassen wir „Eriu, das Eiland der grünen Gefilde“, den klassischen Boden der Keltenforschung, und wenden uns dem von der Wissenschaft ein

¹ Van Hamel a. a. D. 52.

² Aus einem gälischen Briefe Hydés an mich darf ich wohl die deutsch geschriebenen Worte anführen: „Ich kann Ihnen kaum sagen, wie sehr ich Ihr armes Vaterland bedaure.“

wenig stiefmütterlich behandelten Schottland zu, jenem Lande, das in grauer Vorzeit eine Irin mit den Worten grüßt: „Teures Land, du Land im Ost, Albu, reich an Wundern.“¹ Und statt auf dem Hochgebirge den wilden Hirsch zu jagen, begeben wir uns dorthin, wo Berg und Bucht mit all ihrer Herrlichkeit neben der Unendlichkeit der See fast verschwinden. „Das Land, das man nicht pflügt, das wundersame Meer“, übte von jeher auf das Herz des Gälens seinen Zauber aus. Um so mehr mußte das bei den Bewohnern der schottischen Inseln der Fall sein; stammen sie doch zum großen Teile von den seebeherrschenden Wikingern her, und haben erst unter dem Einfluß der gälischen Frau und des gälischen Liedes das Gälentum angenommen.

Aber die Erinnerung an Skandinavien oder Lochlinn verschwand nicht völlig, allmählich hat auch jenes Land in der Auffassung des Volkes geheimnisvolle, stark gälisch gefärbte Züge angenommen. Einen Beleg bildet das Lied vom Kommen des Leóid², des Stammvaters der „Mac Leóid“ auf Lewis-Harris.

Das Kommen des Leóid.

Das war der Ritter Leóid in Lochlinn, dem Lande der süßen Lieder. Groß war sein Durst; er schmeckte der Woge Salz im Munde, wolfiger Nebel füllte sein Auge³.

Da ging er hinein ins freudenreiche Tälchen, wo wonnig die grasige Halde glänzte. Verborgen war das Tälchen, da störte kein Lärm, es sei denn der Woge Brausen. Ein Tälchen der Zauber, der Druiden war's, nie verstummte der frohe Sang. Aber schlafe niemals dort, es brächte dir großes Ungemach. Du siehst das Bächlein sich ergießen, die Vöglein tauchen die Schnäbel in sein Wasser. Der Nebel möchte sich am Gipfel bergen, die Woge zieht ihn in die See hinab.

Der Ritter: Heiliges Wasser auf meine Stirnlocke, Unheil laste nie auf mir.

Mich ertränkte kein Wasser, kein Meer, nie möge ich mich abhärmen auf trockenem Lande⁴.

Eine Maid erhob sich im Strome, wie die Sonne schön war ihre Gestalt. Wonnig spielte sie die Harfe, lieblicher war ihrer Sitte Schmuck.

„Ich seh' eine frische Frau mit blauen Augen“, sprach der rauhe Ritter der Wogen, „laß mich weiter dein Spiel, dein Lachen hören, weißhaarige Maid mit liederreicher Harfe.“

Was nur an süßem Vogelschall vom Morgen zur Nacht den Wald durchtönt, was im Sund, in der See die Welle singt, das hörte der Ritter gleich.

„Genug ist's, strahlende Zauberin mit süßem Saitenspiel. Um ein Drittel mehrtest du meine Kraft. Hörten dein Lied verwundete Krieger, es bannte ihnen den Tod.“

„Du bist der Ritter der Wogen, der Wind der Ferne ist deine Lust. Hörte ich deinen Wunsch, dein Sehnen, ich mehr' um ein Drittel deine Lebenszeit.“⁵

„Zur Seite der See ward ich geboren, am Strande bin ich daheim. Viel Tage toller Jugendlust schwamm ich mit den Robben. Drei Übel des Meeres lieb' ich nicht auf meiner Plünderfahrt: Wenn der Steben die Muscheln⁶ bricht, Wirbelwind und heuchelnde Strömung. Günstige See ist meine Lust und ein starkes, schnelles Schiff, Häfen hinter mir und vor mir, das Untwetter unten⁷, der Nebel oben.“

„Das sollst du haben und zwei Dinge, die du nicht erbatest“, sprach die junge, weißzähne Maid, „einen Tag nach Westen und zwei Tage nach Süden, dann bist du im Lande des Leóid.“

¹ Vgl. mein „Heldenland, keltische Sagen aus Irland“ (Köln 1924, Gehly).

² Ljótr = häßlich; sprich: ljöd und ljöðj.

³ = er war reisemüde.

⁴ bei dauernder Trennung von der See.

⁵ ich will deinen Wunsch erfüllen.

⁶ an der Klippe.

⁷ unter dem Himmelstrande.

Der Ritter zog sein Schiff aufs Meer, oben wie unten kam nichts in die Quer. Der Nebel war oben, der Sturm war unten, je wilder man fuhr, um so besser ging's.

„Ich seh am Rande des Meeres, weit von mir an der Wogen Grenze, einen hohen Berg, die Sonne im Haar, ein schönes Eiland um seine Sohle gebreitet.“

Mit der Sichtung des verheißenen Landes schließt, soweit bekannt, das Lied.

Urkeltsisch ist an diesem Liede das innige Sichvertiefen in die Schönheit der Schöpfung. Diese darf geradezu als ein wesentliches Merkmal keltischen Geistes angesehen werden. Wehe dem Seeschotten, den das Geschick aus der Heimat verbannt! Alle Schönheit der Hochlande kann ihm das Meer nicht ersetzen. Das Heimweh einer hohen Frau vom Eiland Barraidh¹, die, an einen adeligen Herrn des Binnenlandes verheiratet, im Geiste die Gestade der Hebriden aufsucht, schildert das Lied:

Gehnsucht.

Dies ist meines Kummers Quell,
Daß ich einsam sitz' im Tale.
Dies ist meines Kummers Quell.
Könnst' ich, Gott, Cuan Barrach² schauen,
Sprigend übers Vorgebirge,
Wenn der Westwind kalte Schauer
Zornig trägt vom fernen Lande.
Wenn gleich Möwen hin und wieder
Weiße Schiffe hurtig schwimmen.
Borne ziehen weiße Schwäne,
Tummeln sich im schwarzen Wasser.
Siehst du dort das lange Fahrzeug,
Hastend durch der Woge Andrang?
Die drei Edelsten der Burschen,
Meine Brüder, führen's hierher.
Einer reißt die Segel, einer
Steuert, einer lugt vom Mast.
Weißes Schifflein, setz mich über,
Aber haste nicht, ich bitte!

Eige, Canaidh³ möcht' ich sehen,
Bharraidh grün, das Wogenreiche.
Keinen Meerhauchs süßes Brausen
Ladet mich, drum säum' nicht länger.
Schwer hat Gehnsucht mich ergriffen,
Nicht Gesang, nicht Geige bannt sie.
Meeresbrausen tönt im Ohre,
Macht mich ruhlos hier im Tale.
Immer ruft die See: „Komm, Liebste,
Wandern wir zum Heimatstrande.“
Sonne droben, 's ist kein Wunder,
Daß dein Antlitz freudig leuchtet,
Denn du ziehst vom dunkeln Tale
Dorthin, zu des Meeres Wonnen.
Könnst' ich so am Himmel wandern,
Wär' gewiß mein Schritt nicht lang-
sam.

Heute küssest du Cuan Bharraidh⁴,
Ich sitz' unter starren Felsen.

Nordisch scheint mir hier der in Irland kaum bekannte Vers mit vier Hebungen, der uns mit größerer Freiheit in Bezug auf die Zahl der unbetonten Silben aus der Edda bekannt ist und in der später skandinavischen Dichtung immer mehr dem vollen Gleichmaße zustrebt. Die Lust an der Seefahrt, in diesem Liede schon berührt, ist der Gegenstand des folgenden Gedichtes:

Das neue Boot.

Zog das neue Boot in die Fluten,
Gegen dem Meister, der es gebildet,
Leicht und stark und geschwinde zu eilen
Auf dem Rücken des wogenden Meeres.
Früh kräht der Hahn am dämmernden
Morgen,

Früh graut der Tag auf frostigem Gipfel.
Früher noch wandert mein Boot auf
den Wellen,
Teilt mein Lieb die steigende Woge,
Trägt die wertten, frischen Burschen,
Trägt die starken, wackern Männer.

¹ Sprich: barrig.

² Barrachsee; Cuan einsilbig.

³ spr.: ege, fanij.

⁴ Die See von Bharraidh.

Stürmisch eilt es durch Caol Muile¹,
Und von dort zum Grünen Eiland.

Hastet dann nach Múideart² hin-
über.

Hohe, höhlenreiche Inseln,
Schwarze, dreuende Bergesgipfel,
Kalte Klippen läßt es im Rücken,
Erreicht das Eiland der siegreichen
Männer,

Das sonnige Eiland der stolzen Frauen.
Oft kreuzte mein Boot an schwarzer Klippe,
Viel grüne Muscheln hat es zerschnitten,
Zerbrach viel gewundene Uferschnecken,
Wenn es die einsamen Sunde durcheilte.
O, welche Wonne, die Hand am Steuer,
Es steif zu halten vor brausendem Winde,
Es hoch zu halten auf bäumender Welle,
Es froh und sicher zum Hafen zu leiten.

Größer noch als die Freude des Seefahrers ist die Wonne der Jungfrau,
die in betwundernder Liebe zum Steuermann aufblickt.

Meerfahrt.

Unser Boot fuhr in die Sunde,
Mit dem heißgeliebten Manne,
Mit des Ledd und Simeadh³ Sprossen,
Mit dem Junker von Gleann Garaidh⁴.

Kassen Tag erfor mein Liebster,
Um die Woge zu durchbrechen.
Denn in Fluten stürzt der Regen,
Und der Sturm trägt Wellenschauer.
Wohl nur klein wär' meine Sorge,
Sorgt' ich nicht um den Geliebten,
Nicht um jenen Mann am Steuer,
Um den kraus gelockten Jüngling.

Blonder Domhnall⁵, meine Wonne,
Dich erwählt ich aus den Männern,
Dich, mein Nüßlein, dich, mein Beerlein,

Blütenbaum und Honigwabe.
Süß bist du, wie reife Früchte,
Voll mit duft'gem Zimt bestreuet.
Eine saft'ge Staude bist du,
Die kein kalter Sturm entkräftet.
Einer frischen Blätterkrone
Gleicht der Anblick des Geliebten.
Blut von edlen Königjarlen
Funkelt durch die klare Stirne,
Blut der jugendstarken Stämme,
Der Mac Ledid und der Mac Uilein⁶.

Wehe, wenn das Boot zum Streite
Drohend einem Hafen nahte.
Frauen wären ohne Gatten,
Schöne Männer ohne Atem.

Aber der vertrauliche Umgang mit dem Seegott ist nicht ohne Gefahr.
Seine Gegenliebe bringt Verderben.

Das Boot mit weißem Buge.

Früh am Montag zog das Schiffein,
Schiffein mit dem weißen Buge,
In die See, dem Blick enteilend.
Kehrt' es nur zurück zum Strande!
Früh am Montag zog die Barke,
Nichtend ihre weißen Segel,
Vollbesetzt mit frischen Burschen,
Die so froh im Wirtshaus scherzten,
Wackern Burschen, Lockenköpfen;
Führ sie sicher, Weltenkönig!
Keine Herrscherin ist schöner
Als das Boot im Segelmantel,
Keine Welle zog im Sunde,
Die nicht unserem Boot gehuldigt.

Keine Ente und kein Seehund,
Die nicht seine Freundschaft suchten.
Wie ein Schwan kam es gezogen,
Hinter sich die grünen Wirbel.
Schiffein eilt die Wasserpfade
Hin zum sandesgrauen Eiland,
Zieht nach Uibhist⁷, zieht nach
Leddhas⁸,
Zieht zum Rddaldorf⁹ in Carradh¹⁰.
Doch der Egisund¹¹ lieb' die Barke,
Wollt' sie nicht zum Strand entlassen.
Nie mehr zieht das Boot nach Leddhas,
Nie zum Rddaldorf in Carradh.
Ach, ich Klage um drei Brüder,

¹ Sund des Vorgebirges; spr.: köhl mule.

² spr.: mudjört.

³ spr.: schimög.

⁴ spr.: glenn garij.

⁵ spr.: downall.

⁶ spr.: alán.

⁷ spr.: uvischt, engl. Uist.

⁸ spr.: ljogös, engl. Lewis.

⁹ engl. Rodel.

¹⁰ spr.: jarrög, engl. Harris.

¹¹ engl. the little Minch.

Suchte sie umsonst im Seetang.
Früh am Montag zog das Schiffein,

Schiffein mit dem weißen Buge,
Früh am Montag zog das Schiffein.

Die häufigen Unglücksfälle ziehen bei den Angehörigen der Betroffenen herbes, anhaltendes Weh nach sich. Dies drückt das Wiegenlied der Seemannswitwe aus.

Wiegenlied der Seemannswitwe.

Nebel seh' ich in der Ferne,
Und kein Hauch weht auf dem Grunde.
In der Bucht schau' ich ein Schiffein.
Junges Lieb von Wind und Woge,
Hummer, Fisch und schwarze Robbe
Boten oft ihm Freundesgaben.
Als es in die weite See zog,
Sah man keine Ente¹ schwimmen,
Nur ein schwarzer Rabe folgte,
Unglücks Freund und Sturmes Bote.
Feuer, Wasser deinem Flügel²,
Gottes Fluch auf deinen Schnabel!
Todeschrei dringt mir zum Ohre.
Hüll mein Liebchen, Gott, und schütz es!
Hurtig dringt es in die Tiefe,
Selber Conns³ Schiff fuhr nicht schneller,
Doch nicht das hat mich bekümmert,

Meiner Brüder Tod beweint' ich.
Ruari starb, der junge Raonall⁴,
Aonius⁵ mit den goldnen Locken.
Frischer Kummer drückt mich heute,
Denn dein Vater kommt nicht wieder.
Friede droben seiner Seele,
Grüß' ihn, Gott, und du, o Jungfrau!
Schlaf, mein Kindchen, schlaf, mein Liebchen,
Wachse kräftig auf im Schläfe.
Alle Schätze sollst du haben
Aus der Woge grünem Grabe.
Einst wirst du die Wellen spalten
Zwischen Baile Eliath⁶ und Schweden.
Findest dann gewiß ein Liebchen,
Gibst ihr Teil am Sturmesleben.
Ach, dann währt ihr Glück nicht lange,
Seemann ist des Meeres Gatte.

Das Meer lehrt beten.

Morgengebet des Clann Raonill⁷.

Duſt'ge Maid, des Meeres Herrin,
Sei gegrüßt, du Gnadenvolle,
Mit dir ist der weiße König.
Sei gesegnet, sei gepriesen
In der hehren Frauen Mitte.
Mein Bitte soll dein Atem
Zu des Himmels Hafen steuern.
Deinen Sohn, den Sanften, bitt' ich,
Dem du Knie und Brust geboten:
Bleibe, Herr, bei deinen Dienern,
Wollest sorglich sie bewachen,
Daß kein Feind sie überrasche.
Hülle uns in deinen Mantel.

Jeden Tag und jede Stunde,
Von dem jungen Morgenstrahle
Bis zum goldnen Abendglanze,
In der Nächte Schattendunkel
Möge uns der Herr beschützen,
Uns auf hartem Wege leiten,
Seine Hand die Schwachen stützen.
Mit neun goldnen Sonnenstrahlen
Leucht er uns durch Meer und Buchten.
Bis am lieben Strand von Mideart⁸,
Uns begrüßt der Aileansprosse⁹,
O, bis dort am Strand von Mideart
Uns begrüßt der Aileansprosse.

Nicht nur Gott und seinen Heiligen fühlt der Gälé sich nahe. Auch mit finstern Mächten, mit Wesen, die teils heidnischen, teils christlichen Begriffen entstammen, bevölkert er seine Umwelt. Hierher gehört jene geheimnisvolle Heldin des Liedes vom Aalstrande, die sich, wie Bürgers Lenore, in den Tod ihres Geliebten nicht fügen mochte, und zur Strafe, von der Seligkeit ausgeschlossen, ihr verzweifelt Suchen nach dem Verlorenen in Ewigkeit fortsetzen muß.

¹ Glücksvogel.

² soll den Raben schädigen.

³ Alter Herrscher der Nordiren und Schotten.

⁴ spr.: rönöll.

⁵ spr.: önös.

⁶ spr.: baß klia = Dublin.

⁷ Stamm des Raonall (spr.: rönöll, Clann rönill).

⁸ spr.: mudjört, engl. Moidart, Gfsh. Argyll.

⁹ spr.: alän. Der Aileansprosse ist der Häuptling des Stammes.

Tràigh Shiolag¹.

Abends war ich in Tràigh Shiolag,
 Sah den Mond am Himmelsbogen,
 Bat im Liede den Dreieinen:
 „Segne mich und meine Lieben.“
 Kam ein Weib in blonden Locken,
 Sprach zu mir mit süßem Munde:
 „Du bist die glückliche Frau, ich die Arme,
 Denn mit dem Schiffe versank mir mein
 Diarmaid²,”

Wo blieb der junge, strahlende Bursche?
 Oben und unten suchst du ihn lange,
 Sand keine Spur vom Heißgeliebten.
 Lange suchst du auf den Schären,
 Suchst du ihn auf den Vogelbergen,
 Suchte ihn auf niedrer Klippe,
 Suchte ihn in fels'gen Schluchten,
 Bei des Eilands süßredenden Mägdlein,

In der schleimigen Schlangen Höhle.
 Suchst du ihn morgens, suchst du ihn abends,
 Bei der Flut wie bei der Ebbe.
 Ich suchte mein Hündlein Diarmaid,
 Ich suchst du ihn und weinte ohn' Unterlaß.
 Da bat ich im Liede den Dreieinen:
 „Segne mich und meine Lieben.“
 Floh die schöne Frau von hinnen;
 Ich hörte vom Himmel Weinen und
 Schluchzen,

Ich hörte ein Schreien aus Meerestiefen:
 Strahlende Liebe, mein Diarmaid,
 Verwundet bin ich, nie enden die
 Qualen.

Ich such' dich und weine ohn' Unterlaß,
 Strahlende Liebe, mein Diarmaid,
 O strahlende Liebe, mein Diarmaid.

Auch nach der Bekehrung haben sich keltische Leidenschaft und Wikingertum noch oft gegen die sanften Lehren des Christentums aufgelehnt. Aber man wußte sich mit beiden Seiten abzufinden. Das „Seegebet des Leoddstammes“ an den christlichen Gott unterscheidet sich wohl nicht sonderlich von den Gebeten, die der Stammvater Ljótr auf seinen Raubzügen an Odín zu richten pflegte.

Seegebet des Leoddstammes.

Der du in den Höhen wohnest,
 Hilf den Deinen in der Tiefe.
 Lagwind gib nach deinem Willen,
 Nachtwind gib nach unserm Willen.
 Hülle uns ins Nebeldunkel,
 Und in Mondenlicht die Feinde.
 Send' uns eine frische Brise,

Laß die andern stille liegen.
 Zügle unversehn'nen Schrecken.
 Alles andre tun wir selber,
 Wir und unsre guten Dolche.
 Wollen den Dreieinen loben,
 Und den heil'gen Klemens preisen,
 Und im Róddaldorf³ den Pfarrherrn.

Seine Heiligen stellte sich das gälische Volk in früheren Jahrhunderten gern mit Zügen vor, die weniger zum demütigen Diener Gottes, als zum stolzen, auf seine Zauberkraft vertrauenden Druiden passen. Die wenigstens in ihrer Fassung jungschottische Erzählung „Die Heiligen von Cinntale“ hat diese Auffassung schon sichtlich gemildert.

Die Heiligen von Cinntale.

Nach der Erzählung der Maria Ní Grath⁴, einer Bäuerin an der Lunnidbucht zu Cinntale.

Einst lebten in der Gegend von Cinntale drei ehrwürdige, hochberühmte Heilige. Comgan war der Heilige vom Afesee, Foelan der von Foelankirch und Dubthach der von Cinntale, das zu beiden Seiten des Dubthachsees liegt.

Liebevolle Freundschaft verband die Dreie, wie es Heiligen geziemt. Hin und wieder kamen sie zusammen, um gemeinsamer Andacht zu pflegen. Auch redeten sie gerne von

¹ spr.: tráig hlag.

² spr.: díjörmidj (zweifelbig; in der Übersetzung als dreifilbig angenommen).

³ Róddal auf der Hebrideninsel Harris (= Lewis). Dort stand die Hauptkirche der „Mac Leòid“.

⁴ Enkelin des Grath.

den Geheimnissen der Gottheit, der Bosheit der Sünde, dem Glück der Seligen im Himmel und dem Unglück der Sünder in der Hölle. Nichts als Liebes und Gutes taten sie einander, wie es sich für Nachbarn und Heilige schickt.

Aber eines Tages begegneten sich zum Unglück die Kuh des hl. Comgan und die Kuh des hl. Goelan auf schmalen Felsenpfade. Keine wollte der andern weichen, und ohne sich erst ein böses Wort zu sagen, gerieten sie einander in die Hörner. Den ganzen hellen Sommertag stritten sie hartnäckig, wie alle Gälten tun, sei es Kuh oder Mensch. Endlich stieß die Kuh des hl. Comgan jene des hl. Goelan rücklings über die rauhe Felswand hinab, die das Flußbett drunten einsäumte. Die Kuh war ein toter Klumpen; mit emporgestreckten Beinen lag sie da in dem steinigigen Flußbette. Jetzt hatte die Geige aufgespielt, Liebster, kein Wunder, aber da ließ sich nichts mehr ändern.

Die beiden Heiligen kamen zusammen, um sich ihrer Rüge wegen auseinanderzusetzen, kamen, Liebster, und zankten, ja wohl, mein Freund, zankten und gaben einander böse, bittere, schmutzige Worte, die zwei weißen Heiligen wie zwei schwarze Sünder.

Dubthach wollte vermitteln, aber keiner achtete auf seine Worte, und wie es Leuten, die Frieden stiften wollen, gewöhnlich geht, er erntete wenig Dank für sein Mühen.

Der hl. Goelan sprach einen Fluch über den Allsee: In Ewigkeit solle kein Tropfen Meerwasser und kein Lachs mehr den Nothidfluß¹ hinaufsteigen. Und von jenem Tage bis heute ist kein Tröpflein Seewasser und kein kletternder Lachs mehr den Nothidfluß aufwärts geschwommen.

Der hl. Comgan aber tat den Fluch, keinem Paar, das im Brautstuhle von Goelankirch gekniet, solle Nachkommenschaft und Glück beschieden sein. Und bis auf den heutigen Tag waren keinem Brautpaar, das in der Gemeinde von Goelankirch geheiratet, Kinder und Lebensglück beschieden.

Seit jenem Tage, da die beiden Heiligen gezankt, gehen die Brautpaare von Goelankirch hübsch zum Brautstuhl des Pfarrers von Allsee oder Cinnale oder zum katholischen Priester zu Dornid. Zu Goelankirch heiratet überhaupt niemand. Nur eines Pärleins erinnere ich mich, das zu Goelankirch geheiratet, aber die bekamen keine Kinder und hatten auch sonst kein Glück; innerhalb eines Jahres waren beide tot.

Zank ist etwas Schlimmes, etwas Schlimmes, Liebster, unter Heiligen wie unter Nachbarn, unter Frommen wie unter Sündern. Ach, Maria der Gnaden, Zank ist ein böses Ding.

Edel, wenn auch etwas engherzig tritt in der irisch-schottischen Sage der hochverehrte Heidenbekehrer Pádrig auf. Als den Vertreter des Heidentums stellt man ihm Ossian, den einzig Überlebenden einer längst dahingeschwundenen Heldenschar, gegenüber. Von Ossian und Pádrig handeln die zwei folgenden Stücke, ein irisches, gleich dem „Ritter Leod“ in ungebundener Rede wiedergegebenes Lied, und eine schottische Erzählung.

Die Drossel vom Walde des Sundhügels.

Schön singst du, Drossel vom Hügelwalde! An keinem Ort hörte ich Wohlklang, süßer als deine Stimme, wenn du unter dem Neste singst. Der süßeste Klang auf weiter Erde, weh dem, der ihn nicht mehr hören darf! Ach, Calphrans Sohn² mit tönenden Glocken, was greiffst du wieder nach deinem Buch! Wüßtest du wie ich des Vögels Geschichte, heiße Tränen vergößest du, dächtest nicht weiter an deinen Gott. In Lochlinn³, dem Lande der blauen Ströme, holt Umhalls Sohn⁴, roter Trinkhörner Herr, den Vogel, den du eben sahest, da hast du die Kunde genau. Im Eichenhain am Hügel, dem Walde dort im West, wo die Bäume am wonnigsten grünen, dort war der Fian Ruheort, dort ließ man den Vogel frei.

¹ Dieser verbindet den See mit dem Meere.

² Pádrig.

³ Skandinavien.

⁴ Finn.

Das Flöten der Drossel vom Walde des Hügels, das Rören des Hirschkes von der Beerenklippe, dies ist der Klang, der früh den Finn in Schlaf versenkte, dazu der Ente Ruf vom See der drei Engen. Das Heidehuhn sang bei Cruachin, der Burg des Conn, wehmütig klang ein Pfiff vom Rücken der zwei Seen. Adler kreischten im Gespenstertale, Kuckucksruf ertönt am Blütenhügel. Hunde kläfften im freundlichen Tale, der Jagdfalke schrie, verdeckt war sein Auge. Räden tobten, wenn wir früh vom Strande der Roten Steine kamen. Als Finn und die Gianna lebten, war ihnen der Wald lieber als die Kirche. Der Drossel Stimme klang ihnen süß. Nach Glocken fragten sie nichts.

Dsin nach dem Untergang der Gian.

„Früh singen die Vögel des Berges, früher erhob sich der freundliche Dsin.“¹

Nach dem Untergang der Gian blieb Dsin allein zurück. Er war erblindet, und das Alter lastete auf seinem Rücken. Dies war das einzige Sehnen seines Herzens, noch einmal zu sehen, wie sich morgens die Sonne im Osten über die Berge hebt und die Himmel durchwandert, bis sie sich abends im Westen hinter den Wogen zur Ruhe legt. Jeden Morgen, ehe der rote Hahn krächte, ging Dsin zu einem blauen Hügel, der dem Winde den Rücken und der Sonne das Gesicht zukehrte. Hier wartete er zwei Drittel des Tages, hoffend auf den ersehnten Anblick. Wenn der Abend dunkelte, kehrte er heim, müde, schwach und traurig, das Gesicht so weiß wie die Sonne, die er doch nicht gesehen. An einem Tage der Tage, es war der Morgen des Ostersonntags, betete Pádrig am unteren Ende des Hauses. Am oberen aber saß Dsin und erzählte Geschichten. Beide waren in vollem Gang. Mitten in seiner Erzählung sprang Dsin plötzlich zur Türe.

„Die Lerche ruft“,

sprach er und tat einen Schritt vorwärts.

„Es graut der Tag“,

sprach er wiederum und tat den zweiten Schritt.

„Die Sonne steigt“,

mit diesen Worten tat er den dritten, und bald stand er auf dem blauen Hügel.

Hier saß er von der Frühe bis zur Dunkelheit, Aug' und Sinn zur Sonne emporgerichtet, bis sie ins Westmeer sank und die Nacht hereinbrach. Da nahte Pádrig.

„Was sahst du?“ fragte der den Dsin.

„Das Meer ward leer, das Meer ward voll,

Die Sonne wollt' hinab zur See.

Das Meer ward leer, das Meer ward voll,

Nun will auch Dsin schlafen gehn.“

„Das war ein guter Anblick“, erwiderte Pádrig.

„Heute ist der Tag der Ostern,

Heut' ward Christ vom Tode frei,

Licht gab er den Blinden,

Leitung den Verirrten.

Jetzt darf Dsin zur Ruhe gehn,

O, jetzt darf Dsin zur Ruhe gehn.“

In derselben Nacht entschlief Dsin.

(Giland Gigg. Mitgeteilt von Coinneach Mac Leòid, Hebriden.)

Den Schluß bilde ein Gedicht, das eigentlich der Kunstdichtung entstammt. Es schildert uns die traurige Entvölkerung der Täler des Hochlandes durch den wirtschaftlichen Druck eines landfremden oder doch landfremd gewordenen Adels. Selbstverständlich dürfen solche Zustände nicht verallgemeinert werden, auch unter dem Adel des heutigen Schottland gibt es Volksfreunde und warme Förderer des Gälentums.

¹ Anfang eines anscheinend verlorenen Liedes.

Das Tal meiner Jugend.

Von Niall Mac Leòid¹.

Nun ziert der heitre Sommer
Mit frischem Kleid den Wald.
Der Vögel süßes Liedlein
Aus grünen Zweigen schallt.
Nach Rosen dort im Hang
Springt froh die junge Schar.
Jetzt eilt des Herzens Sehnen
Zum Tal, das mich gebär.

Wenn früh wir dort erwachten,
Prangt' hell am Halm der Tau.
Des Kuckucks Locken grüßte
Vom Nußhag durch die Au.
Das bunte Kälblein hüpf't
Auf saftig-grüner Weid'.
So sah ich's heut' nicht wieder.
Wo blieb die Jugendzeit?

Den Melkerinnen folgt' ich,
Mir war's ein lieber Gang.
Ums Liedlein dort am Eimer
Besann sich keine lang.
Des Nachhalls Antwort warf
Den frohen Schall zurück.
So hört' ich's heut' nicht wieder.
Wo blieb der Kindheit Glück?

Und kam der finstre Winter,
Der machte uns nicht bang.
Da folgte Tanz dem Spiele,
Der Pfeife Schall dem Gang.
Wir lauschten ohne End'
Manch Altem, längst ergraut.
Der rühmte frische Helden,
Die er als Kind geschaut.

Die Lust hat uns erzogen,
Der Frohsinn uns genährt.
Noch war der jungen Sohle
Nicht Meer, nicht Moor verwehrt.
Jetzt sperrt des Wächters Schwert
Das Bächlein und den Strand,
Der Bergstrom geht im Joche,
Die Freiheit ist verbannt.

Die Weiler sind zerfallen,
Die Hütten liegen wüst,
Wo Liebe uns und Lachen
Das karge Mahl versüßt.
Wo einst der Wanderer Rast,
Der Arme Speise fand.
Wer böte sie ihm heute
In meinem Heimatland?

Wie Nebel auf den Höhen
Starb unsre Jugend hin.
Der Gau sah seine Kinder
Ins ferne Elend ziehn.
Und mancher schläft so still,
Ihn weckt kein Sonnenstrahl,
Der rein von Stolz und Arglist
Sich freut' im stillen Tal.

Die Schlucht, die Halde grüß' ich,
Des wilden Stromes Strand,
Wo ich bei meinen Rühen
Oft einsam träumend stand.
Geht nun zu End' mein Lauf,
Mein Tag dem Abend zu,
Im Tälchen möcht' ich weilen,
Dort geh' ich gern zur Ruh'.

Ich hoffe, der Leser hat einen Einblick in das wirkliche Geistesleben der Kelten gewonnen. Nicht getrübt wird dieser durch den Umstand, daß wir ein Gebiet mit starkem germanischen Einschlag herausgegriffen haben. Der ursprüngliche Kelte steht als Indogermane in keinem eigentlichen Rassen Gegensatz zum Germanen, und abgesehen von dem berührten achtsilbigen Versmaß und dem einen oder andern Namen findet sich in unsern Dichtungen nichts, das sich nicht dem Kenner ohne weiteres als echt keltisch (oder doch auch keltisch) dartut. Im Gegenteil, keltisches Denken und Fühlen macht sich hier so stark geltend, daß wir mit Bewunderung von der kaum geahnten innern Kraft des Gälentums erfüllt werden, das, wie einst Griechenland, auch starke Sieger zu besiegen vermochte. Ein ander Mal hoffe ich, ausführlicher der Grünen Insel gedenken zu dürfen.

Gustav Lehmann S. J.

¹ spr. Ijoodj.